

Mercy

Gefangen

Rebecca Lim

Aus dem australischen Englisch
von Ilse Rothfuss

Ravensburger Buchverlag

Impressum

Als Ravensburger E-Book erschienen 2011

Die Print-Ausgabe erscheint im Ravensburger Buchverlag Otto Maier GmbH

© 2011 Ravensburger Buchverlag

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel *Mercy*

Copyright © Rebecca Lim 2010

First published by HarperCollins Publishers Australia Pty Limited, Sydney, Australia

Alle Rechte dieses E-Books vorbehalten durch Ravensburger Buchverlag Otto Maier GmbH

ISBN 978-3-473-38443-3

www.ravensburger.de

Irgendwas stimmt nicht mit mir.

Ich kann mich nicht erinnern, wer ich bin oder wie ich hierherkam. Ich weiß nur: Wenn ich aufwache, kann ich alles sein, egal welches Alter, egal wer. Wieder einmal. So ist es immer.

Wenn ich mich zu sehr zu Hause fühle, wache ich eines Morgens auf, und alles um mich herum hat sich über Nacht verändert.

Alles, was ich einmal gewusst habe, weiß ich jetzt nicht mehr. Und alles, was ich hatte – verschwunden in einem einzigen Augenblick. Nichts kann ich halten, nichts bleibt. Das macht mich anpassungsfähig.

Ich muss immer wieder neue Bindungen knüpfen.

Ich muss vorsichtig sein, sonst verrate ich mich. Denn ich muss überleben.

Ich weiß nicht warum, aber ich muss immer in Bewegung bleiben.

Ich bin selbst mein schlimmster Feind; so viel ist mir schon klar geworden.

Damit weißt du fast so viel über mich wie ich selbst.

Ich sehe aus wie sechzehn. Manchmal fühle ich mich auch so.

Ich? Mein wahres Ich? Ich bin groß. Obwohl ich das nur erahnen kann.

Meine Haut ist blass wie Milch, aber ich bekomme nie Sonnenbrand. Keine Ahnung, woher ich das weiß, da ich doch im Moment keinen festen Körper habe. Ich weiß es einfach.

Mein Haar ist braun. Kein schönes, aber auch kein hässliches Braun. Einfach braun – und seltsamerweise ohne Glanzlichter. Derselbe einheitliche Farbton, jede einzelne Strähne glatt, gerade und absolut gleich. Es ist schulterlang und umrahmt schmeichelnd mein Gesicht, ein Gesicht, das oval und – so nehme ich an – okay ist. Meine Nase ist lang und gerade, meine Lippen sind weder zu dünn noch zu dick und meine Augen überirdisch scharf. Ich kann meilenweit sehen bei Sonnen- oder Mondlicht, bei Regen oder Nebel. Ach ja, meine Augenfarbe: auch braun. Und mir ist nie kalt. Nie.

Das ist das Gesicht – mein Gesicht –, das ich im Spiegel sehe. Ich habe gelernt, dieses Nachbild zu erkennen, dieses Geistergesicht, eingeschlossen in einem anderen, fremden. Unsere Spiegelbilder existieren nebeneinander. Ich bin da, und sie ist ich, und zusammen bewohnen wir denselben Körper.

Wie das möglich ist? Ich weiß es nicht. Wir sind zwei Wesen, die nichts gemeinsam haben, nichts, was uns verbindet, außer dass ich im Augenblick der Grund bin, weshalb sie – wer immer das sein mag – sprechen, sich bewegen und lachen kann.

Durch mich allein lebt sie. Ich bin wie ein Grabräuber, ein Körperfresser, ein böser Geist. Und sie? Mein Zombie-Alter-Ego, das tun muss, was ihm gesagt wird.

Wenn ich tief über mich nachdenke, mich ungeheuer konzentriere, höre ich dieses eine Wort: *Mercy*. Ich habe mir angewöhnt, mich so zu nennen, mangels etwas Besserem. Vielleicht ist es wirklich mein Name – aber wer weiß das schon?

Mein einziger echter Trost? Schlaf. Da es keine Erklärung für all das gibt, lebe ich dafür, für meine Schattenexistenz.

Obwohl ich anscheinend ständig wiedergeboren werde, habe ich in diesem nebelverhüllten Leben doch einen Kompass, einen Prüfstein, an dem ich alles messen kann: Luc. Er erinnert mich immer wieder daran, dass ich ihn Luc nennen soll, und er erscheint mir nur in meinen Träumen.

Sein Gesicht ist mir vertrauter als mein eigenes, denn ich habe seine Züge mit meinem Herzen und meinem Geist nachgezeichnet. Und wenn mich die Erinnerung nicht trügt, einmal sogar mit meinen Händen, in jener Zeit, da wir beide noch aus Fleisch und Blut waren und nicht aus flüchtiger Luft.

Luc hat kurz geschnittenes Haar, goldglänzend und wellig, schmale, geschwungene Augenbrauen von einem dunklen Gold, helle Augen, goldene Haut. Er ist groß, breitschultrig, hat schlanke, geschmeidige Hüften. Er ist makellos, wie nur Träume sein können. Wie ein Sonnengott kommt er daher. Nur sein Mund passt nicht zum Rest, er kann mal grausam, mal belustigt aussehen. Luc sagt mir, dass ich nicht aufgeben solle, dass ich weitersuchen und ihn finden müsse. Eines Tages werde alles einen Sinn ergeben. Und dann werde es mir vorkommen wie ein Herzschlag, eine Sache von Sekunden. Eine kleine Unannehmlichkeit.

„Ich bin dir nur ein bisschen voraus“, sagt er lachend, als wir zusammen am Rand eines gähnenden Abgrunds schweben, hoch über einem Wüstental, die ganze Welt vor uns ausgebreitet. Seine Hand liegt fest und ruhig unter meinem Ellbogen. Wäre er nicht da, würde ich fallen, ganz gewiss, und sterben, selbst noch im Traum. An meinen wahren Namen kann ich mich nicht erinnern – Luc ist mir tatsächlich immer ein bisschen voraus –, dafür umso mehr an meine Höhenangst. Wie immer warnt Luc mich vor jenen anderen, die nach mir suchen, jenen acht. Wenn sie mich fänden, würden sie mich zerstören, denn außer ihm seien sie die mächtigsten Feinde, die man in dieser Welt haben könne.

„Wenn sie dich fangen“, warnt er mich, „werden sie dich mit Sicherheit töten. Und das, meine Liebe, ist kein Traum.“

Diese schrecklich-schönen Botschaften flüstert er mir zu, mit jenem halben Lächeln, das mir so vertraut ist. Dann ist es, als strömte Licht aus ihm, ganz kurz nur, und schon ist er fort.

Ich erwache mit seinen Warnungen im Ohr. Als ich zu mir komme, sitze ich aufrecht hinten in einem Bus voller kreischender, plappernder Mädchen, alle in den gleichen Schuluniformen. Ich starre auf den rot und grau gemusterten Rock, den ich unerklärlicherweise trage, und frage mich, auf welche Katastrophe ich da zusteure und wer zum Teufel ich diesmal sein soll.

„Carmen? CAAARMEN!“

Das Wort hallt mir in den Ohren nach, mit seinem theatralisch gerollten R. Ich senke abrupt den Kopf und spähe durch einen ungewohnten Vorhang aus lockigem, schwarzem Haar. Einen Moment lang bin ich völlig orientierungslos, bis mir plötzlich klar wird, dass das meine eigenen Haare sind.

Das Geschrei kommt von einem vollbusigen, blonden Mädchen mit scharf geschnittenen Gesichtszügen, das sich schräg gegenüber von mir über den Gang beugt. Ich presse Knie und Hände fest zusammen, um das Zittern in den Griff zu kriegen.

Carmen. So heiße ich also diesmal. Und der Gedanke, dass ich nicht mehr Lucy oder Susannah bin oder das Mädchen davor, dessen Namen ich schon wieder vergessen habe, dessen Leben mir aber am Ende so gut gefiel, dass ich es gern weitergelebt hätte, bringt meine Welt ins Wanken und beschleunigt meinen Atem. Ich spüre, wie Carmen blass wird, während ich darum kämpfe, ihren Körper unter Kontrolle zu bekommen.

Alles ist plötzlich zu laut, zu grell und tausendfach verstärkt. Carmens Herz fühlt sich an, als könnte es jeden Moment in ihrer Brust explodieren – in unserer Brust. Und wenn das passiert, ist es meine Schuld, dann muss ich ihren leblosen Körper sofort verlassen und mich wie ein Ghul, wie ein rachsüchtiger Ifrit in einem anderen Körper einnisten. Dabei müsste ich doch langsam wissen, was ich zu tun habe. Man sollte meinen, dass ich inzwischen genug Übung darin hätte. Aber es wird nie leichter. Jedenfalls nicht in diesen schicksalhaften ersten paar Stunden und Tagen.

Ich zwingen mich, langsamer zu atmen, und konzentriere mich mühsam. Die Muskeln in Carmens Hals und Gesicht weigern sich, ihren Dienst zu tun. Ich bin schweißüberströmt, und ich könnte wetten, dass Carmens Wangen hektisch rot sind.

Wer immer die Blonde sein mag, meine Verlegenheit entgeht ihr nicht, auch nicht, wie falsch Carmens Gesichtsausdruck plötzlich ist, ihr Verhalten. Denn der Blick der Blondin wird jetzt bohrend, ihre sowieso schon schrille Stimme schießt noch eine Oktave in die Höhe und sie kreischt: „He, was ist los mit dir, du dumme Nuss? Du bist ja so was von daneben. Ich meine: Hal-lo? Ich schrei mich hier heiser und du reagierst überhaupt nicht! Willst du denn gar nicht wissen, mit wem Jarrod Daniels jetzt geht?“

Mit einem Schlag verstummt der ganze Bus, alle Köpfe fahren zu uns herum.

Dumme Nuss? Bei diesen beiden Worten schaltet Carmens Herz einen Gang höher, heult auf unter dem Ansturm meiner irrsinnigen Wut. Ich bin also jähzornig – interessant zu wissen.

Ein unerklärlicher, dumpfer Schmerz breitet sich in meiner linken Hand aus, und ich berge sie schützend im rechten Ellbogen an der Seite, als sei ich gerade verwundet worden. Carmens Haut ist jetzt so heiß, dass mein Zorn sie töten wird, wenn das nicht aufhört. Und das darf nicht sein, sie ist unschuldig. Es ist, als wäre ein Gebot aus meinem tiefsten Inneren aufgestiegen, das ich momentan nicht erfüllen kann.

Auf diese seltsame Weise, in der ich manchmal zu viel zu schnell in mich aufnehme, registriere ich, dass außer mir noch neunzehn andere Mädchen anwesend sind plus zwei Lehrerinnen. Beide sind schlecht gealtert. Die eine hat kurzes, eisgraues Haar und ein hartes Gesicht und trägt baumelnde Ohrgehänge. Die andere mit dem massigen Kinn hat eine lächerlich mädchenhafte Bobfrisur.

Ich spüre die Qualen des Fahrers vorne, der in der ständigen Angst lebt, dass seine Frau ihn wegen eines anderen Mannes verlassen könnte. Eine Angst, die ihm anhaftet wie ein Geruch, wie ein Hexentier auf seiner Schulter, das an seiner Seele nagt. Bin ich die Einzige, die es sieht?

Dann schrumpft die Welt zusammen, verengt und verflacht sich, wird wieder weniger als die Summe ihrer Teile. Carmens Herz schlägt langsamer, ihr Atem geht regelmäßiger. Die linke Hand tut nicht mehr weh; ich lasse sie los und richte mich in meinem Sitz auf.

Immer noch sind alle Augen im Bus auf uns gerichtet. Ist die Blonde eine Freundin? Oder was sonst ist sie für mich?

Ich kämpfe immer noch darum, Carmens Gesichtsausdruck unter Kontrolle zu bekommen, und lalle mühsam: „Schlimmer Migräneanfall.“

In meinem letzten Leben – oder dem von Lucy – hatte ich ständig Migräne. Für ein Wesen wie mich, dessen wahres Ich weder Kälte spürt noch jemals krank wird, war das wie Krieg im Kopf, von kurzen Atempausen unterbrochen. Als fänden Lucys Geist und Körper immer wieder Wege, sich gegen mich zu kehren, um mich irgendwann ganz zu vernichten. Ich traure meinem Dasein als Lucy nicht nach, obwohl ich ihr alles Gute wünsche. Hoffentlich hat sie sich davon erholt, dass ich einfach in ihrem Leben herumgetrampelt bin. Irgendwann werde ich auch sie vergessen, so wie alle anderen.

Meine lahme Erklärung reicht anscheinend aus, um die allgemeine Neugier zu befriedigen, denn alle wenden gelangweilt die Augen ab und der Lärmpegel im Bus steigert sich wieder zum Dröhnen eines Düsenjets in meinen Ohren. Die Blonde mit dem spitzen Gesicht faucht mich an: „Was Besseres fällt dir wohl nicht ein!“ Dann dreht sie sich mit einem abfälligen Schnauben um und wendet sich einem anderen Mädchen zu. So habe ich endlich meine Ruhe.

Mit steifen Bewegungen wie ein Roboter drehe ich mich zum Fenster um. Draußen fliegt Weideland unter einem bleiernen Himmel vorüber. Die Ebene ist gesprenkelt mit toten Bäumen und Farmgebäuden, hin und wieder einer wiederkäuenden Kuh, ein alltäglicher Anblick, und das Gras am Straßenrand wird höher und struppiger, je weiter wir fahren. Die rote Erde macht sandigen Abschnitten Platz, riesige Salzebenen dehnen sich vor mir aus. Mir ist, als könnte ich schon das Meer riechen, und ich frage mich, was mich diesmal erwartet: nicht Lucys Gegend mit den tristen, heruntergekommenen Häuserblocks und den finsternen Dealern auf Skateboards, aber

auch nicht Susannahs protzige Villa mit einer Haushälterin, die rund um die Uhr im Einsatz ist, und einer hypochondrischen Mutter, die Susannah einfach keine Ruhe lässt.

Das Land ist so trocken wie Carmens Haut, die von hässlichen Ekzemen entstellt ist. Ohne groß zu überlegen, kratze ich die raue Stelle an ihrem rechten Handgelenk auf, bis Blut auf die Manschette ihres langärmeligen, weißen Hemds zu tropfen beginnt. An manche Dinge erinnert sich der Körper einfach, wie ich inzwischen weiß.

Endlich passieren wir ein Schild mit der Aufschrift: „Willkommen in Paradise. 1503 Einwohner.“ Jenseits davon schimmert ein Streifen schmutzig graues Wasser auf, weiße Schaumkronen rollen in der Ferne an.

Der Ortsname lässt mich scharf die Luft einziehen, obwohl ich nicht genau weiß, warum. Ich glaube nicht, dass ich hier zuvor schon einmal war, weil mich nichts an meine früheren Leben erinnert, an die sechzehn, zweiunddreißig, achtundvierzig Kurzbesuche auf dieser Erde – oder wie viele es auch immer waren.

Ob Carmen sich über den fehlgeleiteten Lokalpatriotismus auf dem Ortsschild lustig macht? Möglich. Hin und wieder erhasche ich einen kurzen Blick auf meine Mädchen, meine Gastgeberinnen, meine Körperhüllen. Sie sind bei mir, aber willenlos und gefügig. Vielleicht denken sie, dass sie träumen und bald erwachen werden. Manche drängen ab und zu nach oben: Wie Taucher, denen die Luft ausgeht, durchbrechen sie die Wasseroberfläche, keuchend und um sich schlagend, bis sie einfach erlöschen, weil der Kraftaufwand zu groß ist. Die Tatsache, dass kein Gespräch zwischen uns stattfindet, kein Abgleich der Interessen und Wünsche, erleichtert unseren Umgang auch nicht gerade. Trotzdem ist mir in jeder Sekunde bewusst, dass ich fremdes Territorium besetze. Dieses Wissen beeinflusst alles, was ich mache, was ich bin. Ich bin nie wirklich entspannt, weil ich mich nie ganz wohl in einer Haut fühle, die nicht mir gehört.

Paradise ist sehr weit davon entfernt, seinem Namen Ehre zu machen – ein schmutziges kleines Kaff, wie auf dem Reißbrett angelegt, am Rand einer hässlichen, morastigen Insel gelegen, die sich irgendwo im Meer verliert. Die Highschool, vor der wir halten, besteht aus niedrigen, kastenförmigen Gebäuden und Sturmzäunen, sie alle übersät mit tausendmal neu übertünchten Graffiti. Die Schule liegt in den kahlen Randbezirken des Ortes und gibt sich gar nicht erst den Anschein, als wollte sie sich in die Landschaft einfügen.

Der Bus hält ruckelnd an, die vorderen Türen öffnen sich zischend, und in die Mädchen um mich herum kommt Bewegung wie bei einer Tierherde, die sich im Schlaf regt.

Ich habe eine gute Stunde lang geschwiegen aus Angst, dass ich nicht die richtigen Worte finde. Als jemand zum zweiten Mal ungeduldig „Carmen Zappacosta“ faucht, kann mich wieder nur das abfällige Schnauben der Blondes dazu bringen, Kopf und Hand zu heben. Dann lasse ich die Hand wieder fallen und sie plumpst schwer in meinen Schoß wie totes Fleisch.

Ich kneife die Augen zusammen. Die eisgraue Lehrerin mit dem grimmigen Gesicht hat mich angesprochen. Sie schüttelt den Kopf, bevor sie mürrisch fortfährt: „Die

Hausregeln sind klar: nicht trinken, nicht rauchen, nicht mit jemandem aus der Gastfamilie schlafen. Wir haben schon so ziemlich alles erlebt im Lauf dieses Austauschprogramms: stehlen, abhauen, Einlieferung ins Krankenhaus, unbefleckte Empfängnis und so fort. Wer gegen die Regeln verstößt, wird gnadenlos abgestraft. Und vergesst nicht, warum ihr hier seid: Ihr vertretet die St.-Joseph's-Mädchenschule. Ihr habt hier zu singen und sonst nichts. Ist das klar?“

Der Bus ist ein Meer von genervt verdrehten Augen jeglicher Farbe. Alle um mich herum stehen schnatternd auf und packen ihre Sachen. Ich warte ab, welches Gepäckstück übrig bleibt, und nehme es. Dann stolpere ich hinter den anderen aus dem Bus, der ins Schlingern gerät wie ein Segelboot.

Auf dem Weg nach draußen fange ich den Blick des Fahrers auf: Augen wie brennende Löcher unter seinem korrekt gezogenen Scheitel. In diesem Moment begreift er, dass ich Bescheid weiß, denn er senkt den Kopf und würdigt mich keines Blickes mehr, obwohl ich ihn lange anstarre. Sieht das denn niemand außer mir? Sieht niemand dieses Unglück, das nur ihm gehört und ihn einhüllt wie Nebel?

„Kannst mich ja anrufen, wenn du dich wieder eingekriegt hast“, zischt die frostige Blonde mir zu, als ich unter dem Gewicht von Carmens vollgestopfter Sporttasche hinter ihr hinauswanke und fast mit meinem neuen Gastvater zusammenstoße. Der Mann ist dunkelhaarig, kantiges Gesicht, ungewöhnlich groß. Er trägt eine Kakihose, ein Freizeithemd und einen dunklen Blazer. Sieht nett aus. Wie lautet noch mal der passende Ausdruck dafür? Attraktiv. Gut aussehend.

Ich weiß, dass er der Richtige ist, weil er als Einziger noch dasteht und wartet, als ich aus dem Bus steige. Alle anderen Mädchen ziehen schon ihre Jacken aus, lassen ihr Haar herunter, riskieren einen Blick auf ihren Gastbruder und checken die Lage.

„Das ist also Paradise“, höre ich die Blonde sagen, die sofort in den Flirtmodus umschaltet, als sie von ihrer Gastfamilie in Empfang genommen wird.

Wahrscheinlich müsste ich das auch, um wirklich überzeugend zu sein, aber ich kann nicht flirten. An mir ist nichts Neckisches. Allein dass ich aufrecht stehe, ist ein Sieg für mich. Ich stelle fest, dass ich leichte Schlagseite habe, und korrigiere unauffällig meine Haltung.

Der Mann, dem Carmen anvertraut wird, merkt nichts davon. Er behält sein freundliches Lächeln, seinen gleichmäßigen, geduldigen Gesichtsausdruck. Und er scheint auch nicht die unerklärliche Distanz zwischen sich selbst und den anderen Gasteltern auf dem Parkplatz wahrzunehmen. Blicke schnellen zu ihm herum, es wird geredet – Tratsch, Tratsch, Tratsch, hämisches Gelächter, Missbilligung –, aber er merkt es nicht oder tut wenigstens so. Stattdessen nimmt er Carmens Tasche aus meinen tauben Fingern und wirft sie sich mühelos über die Schulter.

Ich folge ihm benommen, setze einfach einen Fuß vor den anderen. Und jeder Schritt, den ich auf dem Erdboden mache, prägt sich meinen geborgten Knochen ein.

Nachdem er Carmens Tasche im Kofferraum seines Wagens verstaut hat, öffnet der hochgewachsene Fremde die Beifahrertür. Er wartet höflich, bis ich eingestiegen bin, bevor er sich ans Steuer setzt. Dann hält er mir seine Bärenpranke hin und sagt freundlich: „Hallo, ich bin Stewart Daley“, und es dauert einen Augenblick, bis ich mich erinnere, dass ich jetzt das Gleiche tun muss. Ich muss die gängigen Höflichkeitsformen wahren, sonst halten mich meine Gastgeber für einen Alien.

„Ähm, hallo, ich bin ... Car-men, ähm ... Zappa-costa“, murmle ich verlegen und suche fieberhaft nach dem Namen des Mädchens in meinem gerade erst neu entstandenen Gedächtnis. Falls er sich darüber wundert, dass ich kaum meinen eigenen Namen herausbringe, lässt er es sich nicht anmerken, höflich, wie er ist.

Aber sobald meine Hand seine berührt, nehme ich überströmenden Kummer wahr, ein Gefühl wie Ertrinken, das nicht zum freundlichen Äußeren des Mannes passt. Es drängt sich zwischen uns wie Flutwasser, das ansteigt, um die Leere zu füllen.

Etwas Wildes wurde da entfesselt, ein wortloses Grauen, das nach Beachtung schreit, und ich schrecke unwillkürlich zurück, als stünde der Mann in Flammen.

Dann, wie zum Hohn, kehre ich in Carmens Körper zurück und nehme wieder das Innere des Wagens wahr: die leicht rauchige Tönung der Windschutzscheibe, die Lederschalsitze, das Armaturenbrett mit seiner Holzoptik und die zerfledderte Straßenkarte im Seitenfach der Beifahrertür. Mein Atem beruhigt sich, die Phantomschmerzen in meiner linken Hand lassen nach.

Was immer es sein mag, dieses Gefühl, dieses Grauen, dieses Geheimnis, es haftet ihm an wie ein Geruch, sitzt wie ein Hexentier auf seiner Schulter und nagt an seinem Fleisch. Erstaunlich ist nur, dass ich es nicht gleich erkannt habe, aber der Mann hat sich besser im Griff als der Busfahrer. Er kann das Krebsgeschwür in seiner Seele besser verbergen. Nur durch Berührung wird es sichtbar. Interessant.

„Du wirst sicher davon gehört haben“, sagt mein Gastvater jetzt und zieht hastig seine Hand zurück. Er schaut weg, blinzelt zweimal, bevor er den Wagen startet. „An diesem Ort hier weiß jeder über jeden Bescheid. Wahrscheinlich haben sie dich vorgewarnt. Kann ich ihnen nicht mal übel nehmen. Ich würde das auch wollen, wenn du meine Tochter wärst.“

Wir rollen in dem bequemen Familienauto vom Parkplatz und fahren auf rechtwinklig angelegten Straßen durch die Stadt, durch die Hauptstraße mit ihren Grillbuden, Mini-Märkten, Waschalons, Pensionen und Bars. Wir sprechen erst wieder, als mein Gastvater vor einem weiß gestrichenen zweistöckigen Holzhaus mit

überstehenden Giebeln anhält. Es hat eine Doppelgarage und einen Lattenzaun, auf dem Rasen steht ein Vogelhäuschen. Ein schönes, gepflegtes Anwesen, gut in Schuss wie der Mann selbst.

Im Gegensatz zu den Nachbarhäusern wird dieses hier von drei riesigen Hunden bewacht: Dobermänner – glänzende, schwarzbraune Muskelpakete. Zwei von ihnen liegen auf dem Fußweg zur Haustür, der dritte hat sich auf dem Rasen auf den Rücken gerollt. Alle drei ruhen da, träge und tödlich. Ihr Anblick zerrt an mir, ohne dass ich sagen könnte, warum.

„Bleib noch einen Augenblick im Auto“, sagt Mr Daley sanft. Er steigt aus und hantiert an dem komplizierten Vorhängeschloss, das sein Gartentor blockiert, eine echte Herausforderung für jeden unerwünschten Besucher. Endlich stößt er das Tor auf, schlüpft durch und pfeift seine Hunde herbei. Aber einer von ihnen hebt im Lauf plötzlich den Kopf und schert aus, die anderen folgen ihm. Ohne Vorwarnung stürmen sie aus dem Tor und umringen den Wagen. Geifernd und bellend scharren sie an den Türen, gehen auf die Hinterbeine, suchen einen Weg hinein, einen Weg zu mir.

Ich spüre, wie Carmens Augenbrauen sich zusammenziehen, und merke, dass ich das mache. Dann fällt es mir wieder ein: Hunde spüren und fürchten mich mehr als jedes andere Lebewesen. Vielleicht sehen sie mich sogar, mein wahres Selbst, gefangen in einem Körper, der nicht der meine ist. Woher ich das weiß und wann ich es schon einmal erlebt habe, kann ich nicht sagen. Ich weiß nur, dass die Hunde Carmen das Leben hier schwer machen werden.

„Her mit euch! Kommt sofort her!“, brüllt Stewart Daley und schüttelt fassungslos den Kopf, als die Tiere ihm noch immer nicht gehorchen.

Sie ignorieren ihn und versuchen sich in blinder Wut durch die Autotür zu mir durchzubeißen, bis er sie schließlich einen nach dem anderen am Halsband fortzerrt und hinter ein mannshohes Seitentor wegsperret. Dort heulen sie weiter, Schaum trieft von ihren Lefzen, und sie kratzen mit den Vorderpfoten an dem stacheldrahtbewehrten Metallzaun, als ob sie besessen wären. Eine Szene wie aus einem der Horrorfilme, auf die Lucy so wild war, als wäre ihr eigenes Leben nicht schon Horror genug gewesen.

„Tut mir leid“, keucht Mr Daley und hält mir die Autotür auf. „Ich versteh das nicht. Klar bellen sie manchmal. Aber das hier? Unglaublich!“

Ich zucke Carmens dünne Schultern – weil das leichter ist, als erklärende Worte zu finden. Dann klettere ich steif aus dem Wagen.

Als Mr Daley mir eine Hand auf die Schulter legt, um mich ins Haus zu führen, zucke ich unwillkürlich zurück. Ich kann buchstäblich spüren, wie verletzt dieser Mann ist, der jetzt mit Carmens Tasche über der Schulter vor mir hergeht.

Aber ich bin froh, dass er Abstand zwischen uns gebracht hat. Mehrmals stolpere ich über Dinge, die gar nicht da sind, wie jemand, der unter einer schweren Lähmung leidet, einer unheilbaren Krankheit, und ich danke dem Himmel, dass Mr Daley es nicht sehen kann. Der Gang vom Auto zum Haus scheint Lichtjahre zu dauern, Weltalter. Ich schwitze furchtbar, obwohl es ein trüber, kühler Tag ist.

Da steht auf einmal seine Frau in der weiß gestrichenen Haustür, und ich bleibe abrupt stehen, stolpere fast über meine eigenen Füße. Es ist der Schock. Weil die beiden so gut zusammenpassen wie – wie lautet noch die Redewendung – wie Topf

und Deckel?

„Carmen!“, ruft die Frau herzlich, „schön, dass du da bist! Willkommen bei uns, meine Liebe.“

Mrs Daley ist perfekt zurechtgemacht. Sie muss früher mal eine Schönheit gewesen sein und kleidet sich so, als wäre sie es noch immer: sorgfältig und detailbesessen. Aber auch sie hat ein Geheimnis, das ihr die Seele zerfrisst und sich in ihr Gesicht eingräbt, ein Gesicht, das nur aus Ecken und Kanten besteht, tiefen Linien, Furchen und straff gespannter Haut unter einem Wasserfall aus glattem, dunklem Haar. Sie trägt ihren Kummer nicht so leicht wie ihr Mann, oder er kann sich besser verstellen. Was immer der Grund sein mag: Diese Frau sieht für mich aus wie eine wandelnde Tote.

Ich bin völlig unvorbereitet, als sie aus dem Haus kommt und meine Hand nimmt. Ich brauche meine ganze Kraft, um mich nicht loszureißen und zu flüchten – den ganzen Weg zurück, vorbei an den Killerhunden, der trostlosen Schule, dem Busfahrer, dem das Herz, das noch schlagende Herz, aus der Brust gerissen wurde. Denn was sich unter der Haut meiner Gastmutter verbirgt, ist noch viel schlimmer als das Grauen, das ich bei ihrem Mann gespürt habe – ein wahres Schlachthaus.

Ich breche den Kontakt hastig ab, tue so, als würde ich mir die Schuhe zubinden, und zum Glück verebbt der Lärm, das Kreischen. Mrs Daley sieht stumm auf mich herab, ein wandelndes Skelett im Kaschmirkostüm, das Perlohringe trägt. Und doch tobt die Hölle hinter ihrer ruhigen Fassade, hinter ihren Augen. Was für ein Paar, die beiden! Und was zum Teufel ist das für ein Haus? Was mache ich hier?

„Da lang, Carmen“, sagt Mrs Daley ruhig, während ihr Mann vor uns die Treppe zu den Schlafzimmern hinaufgeht, Carmens Tasche in der Hand.

Er stößt eine weiß gestrichene Tür auf, gleich links von der Treppe, die mit einem dicken Teppich belegt ist. Es ist eindeutig ein Mädchenzimmer, vollgestopft mit lauter Mädchenkram: ein überquellender Schmuckkoffer, Poster von Musikstars, dazwischen Bilder von Ponys, Walen und Sonnenuntergängen, eine Spiegelkommode, zugestrichelt mit Glitzistickern und Fotos von einem hübschen blonden Mädchen, das von einer ganzen Schar Freundinnen umringt ist. Mehr, als ich auf Anhieb aufnehmen kann. Das Mädchen scheint sehr beliebt zu sein. Ich sehe ein Bett und überall Kissen, eins davon mit dem Namen „Lauren“ in knallrosa Buchstaben drauf. Das Zimmer ist sauber, ordentlich und weiß wie das ganze Haus – weiß, weiß, weiß. Ich frage mich, wo sie ist, diese Lauren.

„Tut mir leid, dass unser Sohn Ryan nicht da ist, um dich zu begrüßen“, sagt Mrs Daley und wirft ihrem Mann einen raschen Blick zu. Ihre Skeletthand beschreibt einen anmutigen Bogen in der Luft. „Wir haben dir ein bisschen Platz im Schrank gemacht, und das Badezimmer nebenan hast du ganz für dich allein. Es war ...“

Mr Daley wendet sich zur Tür und murmelt: „Louisa ...“

Ohne ins Stocken zu kommen, schaltet seine Frau mitten im Satz um und sagt: „Das Bad ist für dich allein, Carmen. Es ist alles da, was du brauchst: Dusche und Badewanne, Haartrockner und Toilettensachen. Frische Handtücher findest du in dem offenen Regal neben dem Waschbecken.“

Ich nicke. „Ich möchte jetzt gern duschen, wenn Sie nichts dagegen haben, Mrs ...“

Daley, Mr ... Daley. Es war eine lange ... ähm ... Fahrt.“

Sie ahnen nicht, wie lange. Wie ein ganzes Leben, ein ganzes Weltalter.

Meine Stimme hört sich eingerostet an, schleppend. Betonungen an Stellen, wo gar keine hingehören. Es ist nicht die weiche, schmeichelnde Stimme eines jungen Mädchens, das hier als Sängerin auftreten soll. In keiner Weise. Ich beobachte die Daleys beklommen, gefasst darauf, dass sie jeden Moment das Einzige im Zimmer entdecken, das nicht hierhergehört: mich. Aber meine Gasteltern merken nichts. Taktvoll ziehen sie sich zurück und murmeln immer noch herzliche Willkommensworte im Hinausgehen.

Wenigstens muss ich diesmal keine Angst davor haben, am nächsten Tag aufzuwachen. Wenn ich bei Lucy morgens die Augen geöffnet habe, habe ich mich weit weg gewünscht, wollte jemand anderer sein, an einem anderen Ort, so sehr, dass es wehtat. Solange ich mich nicht wieder von meinen Gasteltern berühren lasse, könnte es hier ganz gut laufen. Endlich kann ich aufatmen.

Ich wandere ziellos in meinem Schlafzimmer und dann im Badezimmer umher und frage mich, was hinter den geschlossenen Türen im Flur vorgeht, diesen Türen, die alle weiß gestrichen sind und völlig gleich aussehen.

Als ich aus der Dusche komme, betrachte ich mich in dem riesigen Spiegel, der die ganze Wand einnimmt. Nach den vollbusigen, pickelübersäten Mädchen im Bus zu urteilen, dürfte Carmen im letzten Highschooljahr sein. Dabei sieht sie höchstens wie dreizehn aus. Sie hat schmale Schultern, keine nennenswerten Kurven und stockdünne Arme und Beine. Größe weit unter Durchschnitt. Ihre wilde Lockenmähne ist fast zu dick, zu schwer für ihren zerbrechlichen Körper. Carmens Schuppenflechte ist so schlimm, dass ihr nackter Körper leprös und fleckig aussieht. Also keine Bikiniträgerin. Ich kann mir vorstellen, dass sie mit der herrschsüchtigen Blondin im Bus befreundet ist, von der sie aber nur geduldet wird, weil sie ihr nicht gefährlich werden kann, also keinerlei Konkurrenz darstellt. Weder was ihr Aussehen noch was ihr Durchsetzungsvermögen angeht.

Eingeschrieben in Carmens unscheinbares Spiegelbild sehe ich meine eigene schwebende Silhouette, den Geist in der Maschine. Ein gruseliges Gefühl, in einer Fremden eingesperrt zu sein ohne den geringsten Kontakt zu ihr.

„Hi, Carmen“, sage ich leise. „Hoffentlich stört’s dich nicht, dass ich für eine Weile deine Seele kidnappen muss.“

Ich höre nichts, spüre nichts: Gut so.

„Souljacking“, das ist mein Kürzel für diese Situation, die ich selbst nicht verstehe. Ob es mir passt oder nicht: All die Mädchen, die ich bewohne, sind gewissermaßen meine Geiseln. Ich kann ihnen zu ihrem Glück verhelfen, kann sie aber auch zerstören, wenn ich will. Die meiste Zeit stehe ich allein am Ruder. Es liegt ganz an mir, wie ich die Karten ausspiele, auch wenn das unfair klingen mag. Aber ich trete behutsam auf. Nur am Anfang meiner Reise, als ich vor Wut, Schmerz, Verzweiflung und nackter Angst ganz verrückt war, bin ich wohl weniger nett gewesen.

Ich bin wieder in Laurens Zimmer, in ein weißes Handtuch gehüllt, als ich Schritte auf der Treppe höre, schwere, polternde Tritte. Ich höre Mrs Daley rufen: „Klopf um Himmels willen an, bevor du reingehst, Ryan!“ Dann kracht die Tür auf und ein junger

Gott steht vor mir.

Carmens Herz fängt an zu rasen, als mich der Schock des Wiedererkennens trifft, ganz tief in meinem Inneren, obwohl ich schwören könnte, dass weder Carmen noch ich diesen Jungen je zuvor gesehen haben. Und doch ist er mir so vertraut, dass ich fast die Hand hebe, um ihm zur Begrüßung über die Wange zu streichen. Dann fällt es mir wie Schuppen von den Augen: Er könnte Lucs Bruder in der wirklichen Welt sein, so sehr ähnelt er ihm in seiner lässigen Anmut, seiner hochgewachsenen Gestalt, seiner wilden Schönheit. Und einen Augenblick frage ich mich, ob er tatsächlich Luc ist, der irgendwie einen Weg aus meinen Träumen herausgefunden hat wie ein fleischgewordenes Omen.

Und doch ist alles dunkel an dem Jungen, der vor mir aufragt: Haare, Augen, Gesichtsausdruck; er ist das Negativ zu Lucs goldenem Positiv. Sie sind wie Nacht und Tag.

Nicht mit einem Mitglied der Gastfamilie schlafen.

Ich lächle unwillkürlich, als mir die Worte wieder einfallen. In diesem Fall wäre das wahrhaftig nichts, wozu man sich überwinden müsste. Wie groß mag er sein? Eins neunzig vielleicht? Und gebaut wie ein Football-Engel.

Genau mein Typ, wispert die böse Stimme in mir. *Ich liebe alles Schöne, seit jeher.*

„Was zum Teufel gibt es da zu grinsen?“, brüllt Ryan – es kann nur Ryan sein.

Carmen wäre jetzt vermutlich in Tränen ausgebrochen. Aber nicht mit mir. Ich mustere den Typ von oben bis unten, immer noch lächelnd, immer noch in meinem Handtuch, das ich trage wie einen Haute-Couture-Fummel. Das Bedürfnis, ihn zu berühren, ist fast körperlich, wie Durst, wie Hunger. Aber ich habe Angst, mich wieder zu verbrennen, und die Gefahr, dass genau das geschehen könnte, ist groß. Es gibt einen guten Grund, warum ich mich nicht gern anfassen lasse oder andere berühre: weil es dem Unerwünschten Tür und Tor öffnet.

Also stemme ich meine Hände in die Hüften und starre ihn aus Carmens trüben, grün gesprenkelten Augen an. „Ich überlege mir nur gerade“, sage ich kühl, „wie du wohl im Bett bist.“

Ryan schaukelt auf seinen Fersen zurück. „Okay, das überhör ich jetzt mal. Sag mir lieber, was du hier drin zu suchen hast“, herrscht er mich nach einer geschockten Pause an. „Dieses Zimmer ist tabu.“

„Ry-an!“, ruft Mrs Daley, die in der Tür aufgetaucht ist und den letzten Satz unseres Wortwechsels gehört hat.

„Ryan“, wiederholt sein Vater, der sich schützend vor mich stellt. „Carmen ist Gast in unserem Haus. Wir haben doch alles besprochen. Du weißt, dass das längst überfällig war.“

Wie alt kann er sein?, frage ich mich, den Blick immer noch fasziniert auf Ryan geheftet. Achtzehn? Neunzehn?

Ich mache keinen Versuch, mit den Eltern in Kontakt zu treten, weil ich immer noch Ryan abchecke. Niemand bringt mich dazu, die Dinge zu überstürzen, wenn ich nicht will. Ich kann unglaublich stur sein. Das Leben ist schließlich kurz genug, und ich bin auf meinen letzten dreißig Ausflügen niemandem begegnet, der wie Ryan Daley aussah. Abgesehen von Luc, der sowieso unerreichbar bleibt, ist Ryan Daley der Größte. Ein echtes Sahnestück.

Als ich immer noch nichts sage oder mache, dreht Ryan sich um und faucht seine Mutter an: „Sie lebt noch, verstehst du? Sie lebt! Und da lässt du die hier rein? Bist du übergeschnappt oder was?“

Dann ist er verschwunden und sein Vater stürzt ihm nach. Die Tür knallt zweimal kurz hintereinander, danach ist das Haus wieder still.

Mrs Daley setzt sich zitternd auf das blütenweiße Bett, während ich mir hastig ein T-Shirt aus Carmens Sporttasche über den Kopf streife und einen Slip unter dem Handtuch anziehe, bevor ich es zum Trocknen über einen Stuhl hänge. Nicht, dass ich mich geniere oder unbedingt den Anstand wahren will, aber Mrs Daley ist so etwas wichtig, das kann ich sehen. Förmlichkeiten sind das Einzige, was sie aufrechterhält, sonst würde sie in tausend Stücke zerspringen. Ich krame noch eine Weile in der Tasche herum und finde eine Jeans, die aussieht, als ob sie einem kleinen Jungen gehört. Zu meiner Überraschung passt sie wie angegossen.

„Stewart sagt, sie hätten es dir erzählt“, murmelt Mrs Daley. „Das über uns, meine ich. Stimmt doch?“

Ich schüttele den Kopf, obwohl ich mir zusammenreimen kann, dass es um ein vermisstes Mädchen geht und irgendjemand die geniale Idee hatte, mich in seinem Zimmer unterzubringen. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll, und Carmen auch

nicht, das steht ihr ins Gesicht geschrieben. Aus diesem Grund stecke ich den Kopf in den Schrank und tue so, als ob ich etwas suchen würde, während Mrs Daley sich räuspert.

„Wir haben ... äh ... keine Gäste mehr aufgenommen, seit unsere Tochter ... Lauren ... weggegangen ist“, sagt sie. Dann verbessert sie sich mit brüchiger Stimme: „Ich meine: entführt wurde.“

Ich werfe ihr einen raschen Blick zu. Ihre Augen sind knallrot in dem kreideweißen Gesicht, und ich fürchte mich vor dem, was sie als Nächstes tun wird. Gefühle sind vertrackt, so wirr, so unrein, sie können jederzeit aufbrechen und dich verätzen wie Säure. Ich schaue weg, konzentriere mich schnell wieder auf Carmens Sporttasche, auf das bunte Durcheinander von Habseligkeiten, die obenauf liegen. Seltsames Zeug, das ihr anscheinend wichtig ist – zum Beispiel der Frosch-Schlüsselring und der platt gedrückte, weiche Plüschhase, grau und stellenweise kahl, der eindeutig bessere Tage gesehen hat. Sogar ein pinkfarbenes Glitzitagebuch mit Schloss und Schlüssel hat sie eingepackt. Kleinmädchen-Kram, der zu der Kinderjeans passt.

Als Mrs Daleys gequälte Stimme wieder in Gang kommt, fange ich ernsthaft mit dem Auspacken an, lege Carmens Sachen und ihre Kirchengesangbücher in die Schrankfächer, die für mich freigeräumt wurden.

„Wir versuchen ... irgendwie wieder normal zu leben, zum ersten Mal seit fast zwei Jahren“, wispert Mrs Daley Carmens Profil zu. „Früher hatten wir oft Gastschüler. Lauren war immer gern mit den Mädchen aus deiner Schule zusammen. Sie hat ... hatte, müsste ich sagen ... eine Menge Facebook-Freunde auf der St.-Joseph's.“

„Wirklich?“, sage ich. Muss ich wissen, was Facebook ist? In meinem Kopf klingelt nichts.

„Ryan“, fährt sie fort, „fällt es sehr schwer loszulassen. Wir haben uns fast damit abgefunden ... natürlich hört man nie auf, sich zu fragen, ob sie gelitten hat, was wirklich passiert ist, wie wir es hätten verhindern können. Aber wir ... Stewart und ich ... wir glauben nicht mehr, dass sie noch ... dass sie noch *da* ist, in dem Sinn, wie du und ich da sind. Nur Ryan ... Ryan hält daran fest, dass sie noch lebt – obwohl alles dagegenspricht. Das wird langsam zu einer fixen Idee bei ihm. Er sagt, er könne sie noch spüren. Er ist ...“ Mrs Daley zögert und schaut weg. „Er wurde schon ein paarmal verhaftet, weil er ‚Spuren‘ verfolgt hat, die außer ihm niemand ernst nimmt. Aber es ist unmöglich. Da war so viel ... Blut.“

Mrs Daleys Augen füllen sich mit Tränen, und sie starrt auf etwas am Boden zwischen uns, was ich nicht sehen kann. Ich frage mich, wie sie die Teppiche wieder so weiß gekriegt hat.

„Sie muss sich so verzweifelt gewehrt haben, mein armer Liebling ...“ Die Frau hält eine Hand vors Gesicht, die Finger zur Faust gekrümmt, und ein dumpfes Stöhnen dringt aus ihrem Mund, bevor sie ganz plötzlich aus dem Zimmer verschwindet. Lautes Türeenschlagen im Flur. Ich weiß nicht, warum sie sich die Mühe macht, die Tür zu schließen, denn ihr Weinen hallt durch das ganze obere Stockwerk wie ein Spuk. Gewohnheit, nehme ich an, Höflichkeit.

Muskeln, Sehnen und Gewohnheit, das ist alles, was Laurens Mutter zusammenhält. In was für ein Haus bin ich da nur geraten? Vielleicht bin ich morgen doch nicht froh,

in diesem Bett hier aufzuwachen.

Kein erkennbares Muster verbindet die Carmens, Lucys, Susannahs, die ich war oder in Zukunft noch sein werde. Ich weiß nur, dass sie sich in einer ununterbrochenen Kette aneinanderreihen, einer Kette, die weiter zurückreicht als meine Erinnerung. Ich spüre sie alle hier, meine Gastmädchen, eines hinter dem anderen, wie sie um meine Aufmerksamkeit kämpfen, mir etwas über meinen Zustand sagen wollen. Könnte ich sie umstoßen wie Dominosteine, dann würde sich mir vielleicht ein großes Geheimnis offenbaren; aber Menschen sind keine Spielsteine, auch wenn ich mir das manchmal wünsche. Und meine Situation hat ganz und gar nichts Spielerisches.

Als ich in Lucys Körper „wohnte“, „war“ ich eine sechsundzwanzigjährige ehemalige Drogenabhängige und eine alleinerziehende Mutter mit einem gewalttätigen Freund. Als ich ging, war sie bestimmt besser dran als vorher, ehe sich unsere beiden Leben so seltsam ineinander verflochten hatten. Aber am Ende verschwamm alles wie in einem Traum. Ich nehme an, wir haben es mit letzter Kraft geschafft, diesen hoffnungslosen Schläger und Frauenquäler zum Teufel zu jagen, und sind in einer Nacht- und Nebelaktion aus der Stadt geflohen mit dem unterernährten Baby und einem Koffer voll wertlosem Zeug, das kaum das Mitnehmen lohnte. Ich frage mich immer noch, wie es ihr geht und ob sie es diesmal geschafft hat, clean zu bleiben. Für immer und ewig, amen.

Und Susannah? Die brachte am Ende den Mut auf – mit einem kräftigen Schubs von meiner Wenigkeit –, sich gegen ihre ewig jammernde Millionärsmutter zu behaupten und an einem College zu studieren, das weit, weit weg von zu Hause war. Aber hier endet die Geschichte. Jedenfalls für mich. Ich wünsche ihnen beiden alles Gute.

Und das andere Mädchen, dessen Leben ich am Ende gern weitergeführt hätte, aber dessen Namen ich nicht mehr weiß? Es raffte sich schließlich auf, vor der Zwangsheirat zu fliehen, die ihm drohte, und seinen Namen zu ändern. Am Ende fand es eine Arbeit in einem Vorortbuchladen und seine große Liebe in seinem neuen Stammlokal – was es zu einem nicht geringen Teil mir verdankte.

Dieser Teil gefiel mir. Liebe. Sie war unkompliziert und schön. Ganz anders als meine eigene verquere Situation. Aber die Einzelheiten verschwimmen allmählich, zerfransen an den Rändern, und bald wird alles aus meinem Gedächtnis verschwunden sein wie der ganze Rest. Die Erinnerungen sind zum Untergang verurteilt, um nur hier und da kurz aufzuflackern, wenn überhaupt.

Carmen sieht viel jünger aus als ihre Vorgängerinnen und verhält sich entsprechend. Abgesehen von ihrer unangenehmen Hautgeschichte wirkt sie weder unglücklich noch unterdrückt. Vielleicht ist sie wirklich nur hier, um im Chor zu singen. Vielleicht ist nicht sie diesmal in Not, sondern die Familie, bei der sie wohnt. Das macht mich stutzig. Das Gedächtnis ist ein zerbrechliches Gebilde, dem nicht zu trauen ist. Aber das hier ist neu – eine unerwartete Wendung, eine Unregelmäßigkeit im ununterbrochenen Reigen meiner seltsamen Existenz. So ein Fall ist mir noch nie begegnet, soweit ich es beurteilen kann. Ich muss vorsichtig sein und auf meine Schritte achten.

Immer wenn ich die Mechanik eines neuen Lebens – in diesem Fall dem von Carmen – einigermaßen zu meistern gelernt habe, kehrt unweigerlich der Gedanke

zurück, dass da jemand sein könnte, der mir das alles antut. Dass ich eine Art kosmisches Einmal-Experiment bin. Aber wer steckt dahinter? Vielleicht die sogenannten „Acht“? Doch dann frage ich mich, ob diese Acht tatsächlich existieren. Ob Luc existiert. Ob er wirklich ist. Vielleicht gehören auch sie nur zu einer rätselhaften Lektion, die so dunkel und verworren ist, dass ich immer noch nicht weiß, was ich dabei eigentlich lernen soll.

Die einzige – nicht sehr schmeichelhafte – Erklärung wäre, dass ich mir das selbst antue, dass ich geisteskrank bin und zu Selbstbetrug, Sprunghaftigkeit und extremer Risikobereitschaft neige. Sollte das stimmen – und ich bete, dass es nicht so sein möge –, dann könnte mich nichts mehr davon abhalten, mich jedes Mal, in jedem neuen Körper selbst zu überbieten, das schwöre ich bei Gott. Ich will die Wahrheit gar nicht wissen.

Und da fragst du noch, warum ich mich Mercy nenne?

Ich habe kaum die Augen geschlossen, da ist er schon wieder bei mir – mein ureigener Dämon. Aber heute gibt es keine duftenden Mitternachtsgärten, keine kahlen Felshänge von bizarrer, wilder Schönheit und kein Meer aus Wanderdünen im gleißenden Mondlicht. Mit solchen Szenerien will er meine Sinne betören, mich belohnen für erlittenes Unrecht.

Nein, heute empfängt mich nur wirbelndes, brausendes Dunkel, wir beide mittendrin. Ich spüre, dass Luc wütend ist, und eine schwache Regung von kaum erinnerter ... Angst?

Doch selbst jetzt berauscht mich seine goldene Gegenwart, lässt meine Nerven vibrieren, gibt mir mehr Energie, als jedes Ersatzleben es je könnte. Wie Ryan Daley vorher weckt Luc in mir den wilden Drang, ihn anzufassen, aber er hält mich mühelos von sich weg, ohne auch nur einen Finger zu krümmen.

„Natürlich existiere ich“, sagt er, als ob wir ein längst begonnenes Gespräch fortsetzten. „Zweifle nie daran. Und du weißt, wer dich in diese Lage gebracht hat. Du warst nie dumm, also fang jetzt nicht damit an. Das Wissen ist noch in dir, trotz allem, was dir angetan wurde.“

Mir wird schlagartig klar, dass ich schon immer aufbrausend gewesen bin. Seine Worte machen mich entsetzlich wütend, während er mich weiter auf Abstand hält, wo ich doch nur den einen Wunsch habe: dass er mich in seine Arme nimmt.

„Denkst du, ich weiß das nicht?“, fauche ich ihn an. „Mir ist sehr wohl klar, dass ich irgendwann mich selbst und mein Leben in die falschen Bahnen gelenkt habe. Was erwartest du eigentlich noch von mir? Ist das nicht genug, so wie es um mich steht?“

Der weinerliche Ton in meiner Stimme gefällt mir nicht. Das kommt nicht gut rüber. Ich habe uns beide immer als ebenbürtig betrachtet, auch wenn Luc wohl ein Produkt meiner kranken Einbildungskraft ist.

Er lacht, die Dunkelheit hallt von seinem Lachen wider, und sein Zorn lässt vorübergehend nach, obwohl er nicht näher kommt. Er hält uns immer noch auseinander, als bestünde er aus reiner Energie.

„Ich erwarte, dass du die Finger von deinen Gastgebern lässt“, sagt er lächelnd. „Aber du musst alles tun, um mich zu finden. Bis jetzt hast du leider versagt. Du hast alles falsch verstanden.“

Ich runzle die Stirn. Das mag sein, aber wie soll ich sonst die Lucys, Susannahs und Carmens überstehen? Das Leben dieser Mädchen ist in den meisten Fällen die Hölle, und trotzdem soll ich es ertragen, ohne einen Finger zu rühren?

„Genau da liegt doch das Problem“, fauche ich, und in der kalten Dunkelheit regt sich wieder der unerklärliche Schmerz in meiner linken Hand. „Ich weiß ja nicht mal, wie ich mich selbst finden soll – wie zum Teufel soll ich da dich finden? Außerdem frage ich mich langsam, ob du mir diese Mühe überhaupt wert bist.“ Der letzte Satz soll ihn treffen, ihm wehtun.

Lucs schöner Mund kräuselt sich zu einem schiefen Lächeln. Meine Hand schmerzt noch mehr. Ich lüge natürlich: Er ist der Mittelpunkt, das Herz meiner abgehobenen Welt, meines abgehobenen Lebens. Trotzdem tut es mir gut, ihn zu kränken. Früher habe ich ihn nicht so herausgefordert, und ich lese Verwunderung, ja, Missbilligung in seiner zerstreuten Miene.

„Tu nichts“, sagt er wieder. „Dann finde ich dich.“

Jetzt ertönt ein lautes Krachen, wie Donner, und ich erwache allein in Laurens blütenweißem Bett. Die eisigen Frühwinde fegen den Split durch die staubigen Straßen und vertrockneten Gärten von Paradise, wie Regen, wie das Gefühl in meinem geborgten Herzen.

„Und? Wie war’s bei dir?“, fragt die rattengesichtige Blonde aus dem Bus mit ihrer harten, schrillen Stimme.

Es ist Montagmorgen und wir sitzen in der ersten gemeinsamen Chorprobe unseres zweiwöchigen „Kulturaustauschs“ mit der Paradise High. Das Ganze soll in der Aufführung des ersten Teils von Mahlers 8. Sinfonie in Es-Dur gipfeln. Mit anderen Worten: Ein Chor jugendlicher Stimmen wird die *Sinfonie der Tausend* vor einem „Kennerpublikum“ von ortsansässigen Farmarbeitern, Fischern, kleinen Geschäftsleuten und Eltern in die weite Welt hinausbrüllen. Ich weiß das nur, weil ich gestern nach einem schweigsamen Abendessen mit den Daley-Eltern – Ryans Abwesenheit sprach für sich – eine Stunde lang in Carmens Sachen nach Hinweisen gesucht habe, was sie hier tun soll. Das Stück ist sehr anspruchsvoll für einen Laienchor, zumal die meisten Schüler nur gezwungenermaßen mitmachen und ein Großteil von ihnen wahrscheinlich unmusikalisch ist. Außerdem ist uns wohl irgendwie ein ganzes Sinfonieorchester abhandengekommen.

Eins steht jedenfalls fest: Mahler ist nichts für Amateure. Carmens Noten sind gespickt mit handschriftlichen Anmerkungen und Symbolen, die ich nicht kenne. Ich hatte jegliches Interesse verloren, ehe ich herausfand, wo der Chor überhaupt einsetzen soll. Mein Plan für die nächsten zwei Wochen? Einfach so tun, als würde ich mitsingen, und hoffen, dass niemand was merkt. So schwer kann es doch nicht sein, sich in der Masse zu verlieren.

Und „Masse“ ist keine Übertreibung. Um acht Uhr morgens sind in der Halle mehr Leute versammelt, als ich je für möglich gehalten hätte. Paradise macht nicht den Eindruck, als könnte es auch nur fünfzig einigermaßen musikalische Nachwuchssänger aufbieten, geschweige denn die gut zweihundert Jungen und Mädchen, die sich hier ungeniert taxieren. Die Chorprobe gleicht eher einem Fleischmarkt und Carmens Gruppe mischt kräftig mit. Die Luft knistert nicht nur, sie brodeln.

„He, was ist? Spinnst du schon wieder?“, zischt Rattengesicht misstrauisch, als ich

nicht gleich antworte.

Ich werfe einen Blick auf das Deckblatt ihrer Partitur, das der Name „Tiffany Lazer“ in einer Wolke aus Herzchen und Blumen zierte. Das passt zu ihr: flauschig und giftig zugleich.

„Nein“, sage ich lässig. „Bin nur dabei, die Hotties hier abzuchecken, ähm ... Tiff.“

Das war der richtige Ton, denn Tiffany taut sofort auf. „Apropos Hotties: Jetzt sag doch mal, wie’s war! Dieser Ryan Daley soll ja ein richtiger Knaller sein, superguter Body, aber leider ein ziemlicher Psycho, so was wie ’ne tickende Zeitbombe. Ich war erst total eifersüchtig, als ich gesehen habe, wen du kriegst. Aber jetzt bin ich froh, dass es nicht mich erwischt hat. Ist dir klar, dass du bis zum Hals in einem Mordfall steckst? Wie abartig ist das denn!“

Im Stillen danke ich Carmen für ihr Tagebuch, das ihre Hassliebe zu Tiffany und ihrer versnobten Clique erklärt. Soweit ich sehen kann, ist die Freundschaft zwischen Carmen und Tiffany durch einen verqueren Machtkampf vergiftet, obwohl die beiden nichts gemeinsam haben außer dem Singen. Ein paar von den anderen St.-Joseph’s-Mädchen hängen wie gebannt an Tiffanys Lippen und saugen jedes Wort auf, das sie von sich gibt, während sie mich von oben bis unten mustern. Das gibt mir einen Stich – die arme Carmen, warum ist es ihr nur so wichtig, was die anderen von ihr denken?

Und da heißt es immer, dass Mädchen kein Blut sehen können. Mein unverbindliches „Oh!“ kommt ein bisschen schneidender heraus als beabsichtigt.

Aber Tiffany hört nur, was sie hören will, und verspritzt prompt ihr ganzes Gift über Ryan Daley, der ihrer Meinung nach in eine geschlossene Anstalt gehörte. Der Typ sei total abartig und spiele die ganze Zeit Detektiv, bespitzele alle Leute, von denen er glaube, sie hätten etwas mit der Entführung seiner Schwester zu tun.

„Sie wurde einfach aus ihrem Schlafzimmer entführt“, verkündet Tiffany, als der Musiklehrer der Paradise High mit seinen Wurstfingern auf das Podiumsmikrofon tippt. Er heißt Masson und ist ein ältlicher, kleiner Mann mit wildem Haar und Brille. Die Leute zucken zusammen, so brutal ist der Rückkoppelungseffekt, den er auf dem Mikrofon ausgelöst hat, aber sie reden trotzdem sofort weiter. Zwei hektische Punkte erscheinen auf Mr Massons Wangenknochen.

„Es gibt keinerlei Anzeichen dafür, dass jemand eingebrochen ist“, fährt Tiffany unbeirrt fort.

Daher also das unsichtbare Kraftfeld, von dem Mr Daley neulich auf dem Parkplatz umgeben war! Die meisten Einwohner von Paradise glauben wahrscheinlich an ein Familiendrama. Das würde wenigstens annähernd erklären, weshalb Louisa Daley einer wandelnden Toten gleicht und kurz vor der Implosion steht wie eine sterbende Sonne. Zweifel können so zermürend sein.

„Lauren war Sopran wie wir“, fügt Tiffany hinzu. „Blond, hochintelligent und schön. Das ganze Programm.“ Sie mustert mich von oben bis unten, als wollte sie sagen: „Mit anderen Worten, alles, was du nicht bist, Baby.“

Ich frage mich wieder, warum Carmen sich so verzweifelt danach sehnt, von diesem Miststück beachtet zu werden.

„Alle an der Paradise High machen einen großen Bogen um Ryan“, sagt Tiffany, als